



Leseprobe

Anatol Regnier

Frank Wedekind

Eine Männertragödie

"Eine glänzend und temperamentvoll geschriebene Frank-Wedekind-Biografie".
Fritz J. Raddatz in Die Welt

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,95 €



Seiten: 464

Erscheinungstermin: 09. August 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Seine besten Gedichte schrieb er im Alter von 18 Jahren, doch der Erfolg blieb Frank Wedekind (1864-1918) lange versagt. Zu sehr karikierten und entlarvten seine Gedichte und Theaterstücke die bigotten Moralvorstellungen der wilhelminischen Zeit. Heute gehören „Frühlings Erwachen“ oder „Lulu“ zum Repertoire von Theatern in aller Welt, doch noch immer rufen die Stücke Unverständnis hervor. Wedekinds Frauenbild war geprägt von der schwierigen Ehe seiner Eltern und seiner tief wurzelnden Angst vor der männervernichtenden Lustfähigkeit der Frauen. Am Ende fühlte er sich von der zwei Jahrzehnte jüngeren Tilly in eine Ehe gedrängt, die unglücklich endete.

Gestützt auf umfangreiches, teilweise unveröffentlichtes Material gelingen Anatol Regnier erhellende Einblicke in die Innenwelt eines Mannes, der sich zeitlebens mit seinem Begehren nicht aussöhnen und sich von der vermeintlichen amoralischen Lust der Frauen nicht lösen konnte – und der diese starken Emotionen in genialer Form auf die Bühne brachte.

ANATOL REGNIER , Sohn von Pamela Wedekind und Charles Regnier, begann seine Laufbahn als klassischer Gitarrist. Mit seiner Familienbiographie über seine Großmutter Tilly Wedekind und ihre beiden Töchter Pamela und Kadidja begeisterte er ein großes Publikum. Anatol Regnier lebt und arbeitet in München und in Ambach am Starnberger See.

ANATOL REGNIER BEI btb:

Damals in Bolechów. Eine jüdische Odyssee (72168)
Du auf deinem höchsten Dach. Tilly Wedekind und ihre Töchter (72674)

Anatol Regnier

Frank Wedekind

Eine Männertragödie

btb

*Für Carola und Adriana
im Andenken an Pamela und Kadidja*

Inhalt

I. Auf dem Dorf und in der Stadt

1. Die Kammerers und Wedekinds	11
2. Kein preußischer Untertan	26
3. Ein Schloss in der Schweiz	30
4. Zeit der Freundschaft und der Liebe	45
5. München	61
6. Zürich	73
7. Elins Erweckung	85
8. Das große Ziel: Berlin	92
9. Die Last des Schreibens, «Frühlings Erwachen»	101

II. Glaub nur nicht, o Menschenbrut

10. Lulu in Paris	121
11. Nach London und zurück	139
12. Schwester und Brüder	152
13. «Simplicissimus» und Kammersänger	161
14. Hinauf und hinab	174
15. Ein gefallener Teufel	186
16. So ist das Leben	199
17. Der Zwergriese Karl Hetmann	216
18. Die Büchse der Pandora	229

III. Sonne bald den Berg erklimmt

19. Viechkerl, Schafskopf oder Prügelknabe	249
20. Beifall und Fallbeil	267
21. Kein Hundetrab	286
22. Die inneren Notwendigkeiten von Ehe und Familie . . .	300
23. Frank und Franziska	315
24. Scham und Eifersucht	330
25. Wedekind stürzt	340
26. Wedekind kämpft	359
27. Wedekind geht	375

Anhang

Wedekinds Werk und Wirkung	397
Lebensweg der Personen nach Wedekinds Tod	406
Zeittafel	417
Anmerkungen und Zitatnachweise	426
Dank	454
Bildnachweis	456
Register	457

I

Auf dem Dorf und in der Stadt

Auf dem Dorf und in der Stadt
Schnarchen alle Menschen hinter dichtgeschloßnen Fenstern;
Und was Haus und Bett nicht hat,
Dreht sich unterm Hochgericht mit fröhlichen Gespenstern!

FRANK WEDEKIND: «Chorus der Elendenkirchweih»,
aus *König Nicolo*, 1901

Die Kammerers und Wedekinds

Während Frau und Kinder noch schlafen und bevor der erste Arbeiter den Fabrikhof betritt, steht Jakob Friedrich Kammerer, der Großvater Frank Wedekinds, in Schlafrock und Schürze im Garten seines Hauses in Zürich-Riesbach und okuliert seine Rosen. Später schaut er nach den Feigenbüschen, Traubenspalieren und Gemüsebeeten, überprüft geharkte Kieswege und geht zum Gewächshaus, wo er Kakteen züchtet, deren Bedürfnisse er so genau kennt, dass ihn sogar studierte Botaniker um Rat fragen. Dabei hat er keine Schule besucht und sich Lesen und Schreiben selbst beigebracht. Was er kann und besitzt, verdankt er seinem Lernwillen, seinem Geschäftssinn und seinem außerordentlichen Fleiß.

Sein Haus liegt auf einer Anhöhe mit Aussicht auf die Uetli-berge und den Zürichsee. Im Obergeschoss wohnt die Familie, das Erdgeschoss beherbergt Fabriksäle, Comptoir, Laboratorium und Packstube sowie eine Art Küche zur Zubereitung der Zündmasse für die Schwefelhölzer, die Jakob Friedrich Kammerer als Erster in der Schweiz industriell herstellt. Es dampft und stinkt, und der Arbeiter, der die Masse mischt, singt revolutionäre Lieder, wohl wissend, dass sein Dienstherr sie gerne hört. Denn auch Jakob Friedrich Kammerer ist Revolutionär, hat wegen politischer Umtriebe im Gefängnis gesessen und das heimatliche Württemberg als politischer Flüchtling verlassen.

Geboren ist er, als zweitjüngstes von sieben Geschwistern, am 24. Februar 1796 in Ehningen bei Stuttgart, drei Jahre nach dem Tod jenes Herzogs Karl Eugen, der den jungen Schiller drangsalierte und den Dichter und Musiker Christian Friedrich Daniel

Schubart auf dem Hohen Asperg schmachten ließ, und unweit der Stadt Tübingen, wo Schiller, Hegel, Schelling und Hölderlin studierten. Jakob Friedrich Kammerer erfährt solche Förderung nicht. Sein Vater, ein Siebmacher, schickt ihn als Hausierer über Land. Der Knabe sammelt, was er an bedrucktem Papier findet, entziffert die Buchstaben und deren Sinn. Später lernt er Latein und Griechisch und studiert Chemie, alles im Selbstunterricht. Er übernimmt die väterliche Siebmacherei, pachtet eine Gastwirtschaft, gründet eine Hutfabrik und vertreibt Mostpresstücher und wasserdichte Stiefel aus Gummielastikum. Er nennt sich Königlich Württembergischer Patenthutfabrikant, aber ist längst nicht zufrieden. Wo ist die Tat, die ihn reich und berühmt machen kann?

Die umständlichen, schlecht funktionierenden Feuerzeuge aus Stahl, Feuerstein und Zunder geraten in sein Blickfeld – wer hier Neues vorlegt, ist eines großen Marktes sicher. Im Schuppen seines Hauses experimentiert Kammerer, bis ihm eine Masse aus Phosphor, Schwefel und Sauerstoff spendendem Kaliumchlorat gelingt, die, am Ende eines Spans getrocknet, durch Reiben Feuer fängt. Ob er, wie oft behauptet wird, tatsächlich das Phosphorzündholz erfunden hat, ist umstritten, dass er Entscheidendes zu seiner Entwicklung beitrug, steht außer Frage. Man schreibt das Jahr 1832, Jakob Friedrich Kammerer ist sechsunddreißig Jahre alt, zum zweiten Mal verheiratet, mit vier Söhnen aus erster und einem aus zweiter Ehe. In Frankreich regiert der «Bürgerkönig» Louis Philippe, in Deutschland fordert das Volk Souveränität beim Hambacher Fest. Kammerer, der Nachteile niederer Geburt bewusst, schließt sich einer Verschwörergruppe an.

Im Juli 1833 wird er verhaftet. Der Vorwurf: versuchter Sturz der württembergischen Regierung. Caroline, seine zweite Frau, verbrennt belastendes Schriftmaterial, als die Häscher bereits im Haus sind. Das verunstaltet ihre Hände, aber bewahrt ihren Mann nicht vor der Untersuchungshaft auf dem Hohen Asperg. Dort erleidet Kammerer einen Blutsturz, führt jedoch seine chemischen Studien fort.

Kammerers Element ist das Feuer. Kaum entlassen, gründet er in Ludwigsburg eine Streichholzfabrik, gegen den Willen seiner

Nachbarn, die von *Gezündel und Explosionen* nichts wissen wollen. Kurze Zeit später verbrennt der Dachstuhl seines Hauses. Kammerer kauft ein neues Haus und erweitert seine Fabrik auf vierundzwanzig Arbeiter und sechshundert Zündholzkitchen täglich, die ein Nürnberger Versandhaus bis nach Schweden und Nordafrika vertreibt. Im Februar 1836 wird er wegen *intellektueller Beihilfe zum versuchten Hochverrat* angeklagt. Zwei Jahre Festungshaft drohen. Kammerer flieht nach Straßburg und zieht, als ihm die Herstellung von Zündhölzern verweigert wird, nach Zürich, wo er außerhalb der Stadt eine Zündholzfabrik bauen darf, die erste ihrer Art in der Schweiz.

Auch diese geht in Flammen auf. Während die Feuerwehr noch löscht und ehe die Nachricht von der Katastrophe sich verbreitet, kauft Kammerer von einem Bauern das Land für seine jetzige Fabrik. Emilie Kammerer, sein drittes Kind aus zweiter Ehe und Mutter Frank Wedekinds, geboren am 8. Mai 1840, wird in der Wiege aus dem Obergeschoss des brennenden Hauses herabgelassen – ein Umstand, den sie später stets mit Stolz erwähnt. Am Ende ihres Lebens verfasst sie einen Bericht über ihre ungewöhnliche Jugend.

Emilie Kammerer liebt ihren Vater. Er ist für sie der vollkommenste Mensch. Was er anfasst, gelingt. Er ist pünktlich auf die Minute und nie in Eile. Seine Angestellten lieben und verehren ihn. Sonntagabends spielt er für sie zum Tanz, auf einem selbst gebauten Tafelklavier, *unerschütterlich taktfest* und mit nie versiegendem Melodienreichtum. Seiner Autorität, glaubt Emilie, gehorcht sogar die Natur: Auf seinen Zuruf kommen die Tauben aus ihrem Schlag, um ihm zu gefallen, kriecht die Schildkröte im Frühjahr pünktlich aus ihrem Erdloch, und die von ihm gezüchteten Rosen bringen ihm zu Ehren (und zum Staunen der Passanten) immer wieder verschiedenfarbene Blüten auf ein und demselben Stamm hervor. Seine Fabrik ist für Emilie ein feuriges Wunderwerk. Sie liebt es, die Angestellten auf ihrem abendlichen Kontrollgang zu begleiten, und sieht mit wohliligem Schauer das an Tischen und Böden haftende Phosphor bläulich leuchten und flammgleich blitzen. Vor dem Einschlafen lauscht sie den

Klängen der Äolsharfe, die ihr Vater gebaut hat und die unter dem Dach beim leisesten Wind zu singen beginnt.

Dass Jakob Friedrich Kammerer auch cholerisch sein kann, verschweigt Emilie nicht, zumal sie sein hitziges Temperament geerbt hat: Als die Katze von Netti, der Frau ihres Halbbruders Hermann, ihr sorgsam gehegtes Gemüsebeet verwüstet, ergreift sie das Tier beim Schwanz und schlägt es mit solcher Wucht gegen den steinernen Brunnenrand, dass es tot zu Boden fällt. Erwachsene fragen sich, woher ein fünfjähriges Mädchen solche Körperkraft nimmt.

Kurz darauf stirbt ihre Mutter, neununddreißig Jahre alt. Emilie sieht sie aufgebahrt, gelb im Gesicht, die Haare abgeschnitten, eine mit Gewürznelken besteckte Pomeranze in den brandnarbigen Händen, und beobachtet aus der Bodenluke, wie Fabrikarbeiter den Sarg hinaustragen und Trauergäste dem Vater die Hand drücken.

Ein paar Monate nach dem Tod der Mutter hört Emilie beim Nachhausekommen Lärm im Treppenhaus. Ihr Vater steht ihrem Halbbruder Wilhelm gegenüber, beide mit hochrotem Kopf. Der Grund: Wilhelm will Hanne heiraten, ein hübsches Schwabenmädchen, das während der Krankheit von Emilies Mutter den Haushalt besorgen half, aber hat soeben erfahren, dass sein Vater sie für sich beansprucht, selbst heiraten will und ihre Zustimmung bereits erhalten hat. Wilhelm droht, Hanne zu erstechen und seinen Vater umzubringen. Seine Brüder bändigen ihn. Er reist noch in der Nacht ab und ergibt sich dem Alkohol. Jakob Friedrich Kammerer aber heiratet Hanne. Er ist stolz auf sie und zeigt sie überall herum. Es ist der Höhepunkt seines Lebens.

Jeden Sonntag gibt es Ausflüge, und alle dürfen mitkommen. Man fährt auf der Limmat nach Baden oder mit dem Dampfschiff auf dem Zürichsee. Wirte öffnen Tore und Keller, wenn Kammerer an der Spitze fröhlicher Menschen ihr Lokal betritt, und sagen nichts, wenn die Kinder seines Gefolges Schaukeln und Spielgeräte besetzen. Neidvolle Blicke streifen die Toiletten seiner Damen, aber die Stimmung ist gut. *Überall, wo Vater hinkam, brachte er seine schwäbische Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit*

Gesichter, Weihnachten geht man nach der Bescherung wortlos auseinander.

Im Frühjahr 1853, Emilie ist zwölf Jahre alt, wird Jakob Friedrich Kammerer wahnsinnig. Eine schwere Eisenstange in den Händen, droht er, seine Frau im Bett zu erschlagen. Man schafft ihn nach Württemberg in eine Irrenanstalt, wo ihn Ärzte als nicht behandelbar ablehnen. Ein Ludwigsburger Arzt lässt ihn bei sich wohnen. Seine Söhne führen die Fabrik weiter. Jakob Friedrich Kammerer hat, könnte man sagen, das Feuer zu bändigen versucht und ist an der eigenen Leidenschaft verbrannt. Die Theorie, die in seiner jungen Frau das Urbild von Wedekinds Lulu sieht, ist immerhin bedenkenswert.

Der Name Wedekind, früher Widukind, ist seit dem achten Jahrhundert bekannt und bedeutet im Althochdeutschen Waldkind. Ein gewisser Johann Wedekind, geboren 1278, war Geheimschreiber bei Herzog Otto dem Strengen von Braunschweig, der ihm in Horst bei Hannover ein Gut schenkte, das bis heute Familiensitz ist. Die Wedekinds sind Soldaten, gelegentlich Mönche, meist aber Beamte: Zahlmeister, Rentmeister, Amtmänner, Kontributionseinnehmer, Pagenhofmeister oder Kondukteure herzoglicher Vorwerke. Auch Juristen und Mediziner sind dabei, Künstler keine. Ein Scipio Wedekind fällt 1431 in einem Scharmützel gegen die Türken, ein Johann Heinrich Wedekind geht 1740 nach Ostindien, sonst aber bleiben die Wedekinds, wo sie herkamen: im flachen Land zwischen Braunschweig, Hannover und Hamburg, in Wolfenbüttel, Hildesheim, Hoya, Sülffeld, Elsdorf oder Visselhövede. Die Wedekinds sind Protestanten, Mischehen oder sonstige Glaubensverwirrungen sind so gut wie unbekannt. Das Familienwappen zeigt einen Stern auf blauem Grund und einen zunehmenden Halbmond. Der Familienwahlspruch «Nil differre» (Nichts aufschieben) stammt von Anton Christian Wedekind, einem Lüneburger Oberamtmann, der um 1790 eine gute Tat ungebührlich lang hinauszögerte und sein Versäumnis mit einer «Stiftung für deutsche Geschichte» und einem Legat von hundertfünfzig Goldmark an den «Wedekind-Familien-Fond» sühnte.

Sein Neffe Friedrich Wilhelm Wedekind, der Vater Frank Wedekinds, am 21. Februar 1816 in Herste bei Göttingen geboren, schlägt ein wenig aus der Art. Er geht gern ins Theater, schreibt Gedichte und sympathisiert mit politischen Strömungen, denen seine Verwandten wenig Gutes nachsagen. Als Medizinstudent der Göttinger Universität erhält er vierzehn Tage Karzer wegen «Beleidigung des Hannoverschen Militärs». Ein Feuerkopf ist Friedrich Wilhelm Wedekind deswegen nicht. Ein Bildnis des Dreißigjährigen zeigt weiche Gesichtszüge, einen sinnlichen Mund und gutmütige, leicht verträumt blickende Augen. Seine beruflichen Wünsche sind weitreichend, aber utopisch, sein Werdegang ist sprunghaft: Nach seiner Promotion zum *Doctor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe* will er eine orthopädische Heilanstalt auf Spiekeroog gründen und erbittet die Schenkung eines Teils der Insel. Nach der kaum überraschenden Ablehnung durch die Behörden lässt er sich als praktischer Arzt in Aurich nieder. Das befriedigt ihn so wenig, dass er nach Konstantinopel reist, dort angeblich türkischer Bergwerksarzt wird und auf Expeditionen bis zum Euphrat und Tigris vordringt. Zeugnisse seines dortigen Wirkens gibt es nicht, wohl aber ein lebenslanges Interesse an orientalischen Waffen, Münzen und anderen vermeintlichen Kostbarkeiten, die er, obschon als Historiker und Kunstkennner ohne Ausbildung, mit Begeisterung sammelt. In Finanzdingen ist er tüchtig: Nach seiner Rückkehr aus dem Orient leistet er sich eine ausgedehnte Ruhepause in Paris, von selbstverdientem Geld, wie es scheint, denn ein nennenswertes Familienvermögen ist nicht bekannt.

Die Revolution von 1848 findet ihn auf der Seite des Volks. Er debattiert mit Lust und Geschick und wird im ostfriesischen Esens als Ersatzmann ins Hannoversche Ständehaus gewählt. Auch das genügt ihm nicht. Während die Frankfurter Nationalversammlung um eine Neugestaltung Deutschlands ringt, wandert Friedrich Wilhelm Wedekind nach Amerika aus, genauer gesagt nach Kalifornien, das gerade einen Goldrausch erlebt und wo Risiken und Chancen am höchsten sind.

In San Francisco eröffnet er eine Praxis als Arzt und Gynäko-

loge, dem Vernehmen nach in einer mit Blech verstärkten Holzhütte, aber kommt rasch voran. In der Goldgräberstadt steigen die Grundstückspreise rasant, und wer sich aufs Spekulieren versteht, kann viel Geld verdienen. Dr. Wedekind besitzt bald ein prächtiges Haus, arbeitet nur noch gelegentlich und wird Präsident des Deutschen Clubs. Zum hundertsten Geburtstag Friedrich Schillers gibt er ein Gartenfest mit angeblich dreitausend Teilnehmern und trägt eine vielstrophige, selbstgedichtete Ode vor – endlich hat Dr. Wedekind eine Stellung erklommen, die seinen Vorstellungen entspricht, wenn auch nur unter den Exildeutschen von San Francisco. Seine Sympathie gilt jetzt den Besitzenden: Er beteiligt sich an einer Bürgerwehr, die gegen marodierende Banden und anderes Gelichter vorgeht. Im Land der Freiheit ist das eine bürgerliche Tugend.

In der Liebe fehlt ihm das Glück. Frauen sind Mangelware in San Francisco, aber dass ein wohlhabender, kultivierter Europäer keine finden sollte, mutet seltsam an. Wie dem auch sei: Dr. Wedekind, die vierzig überschritten, findet keine und gilt in seinen Kreisen schon fast als Hagestolz.

Emilie Kammerer führt im vaterlosen Haus ein Schattendasein. Die Schule hat sie mit vierzehn Jahren verlassen, jetzt lernt sie Nähen und Kochen, um irgendwann, wie man hofft, geheiratet zu werden. Ihre sechs Jahre ältere Schwester Sofie hingegen hat den Heiratsantrag eines Juristen ausgeschlagen und in Mailand Gesang studiert, war an der Oper in Zagreb engagiert und ist jetzt, man staune, Primadonna an der kaiserlichen Hofoper in Wien. Ihr Vorschlag, Emilie zu sich zu nehmen, kommt der Familie wie gerufen. Auch Emilie ist begierig, die Welt kennenzulernen.

Ein Bruder bringt sie hin. Der Glanz der Kaiserstadt blendet Emilie. Sofie hat eine Vierzimmerwohnung mit Diener und Köchin. Zu Proben und Aufführungen holt sie ein Hoflakai in der Equipage ab. Es gibt ungeahnte Köstlichkeiten zu essen, Sofie kauft ihr Hüte, Mantillen und Handschuhe – an der Hofoper sind Garderobe und Aussehen mindestens ebenso wichtig wie Stimme

und Schauspielkunst, und ein hässliches Entlein als Schwester würde Sofies Ruf schaden.

Irgendwann erkennt Sofie: Die Sängerinnen sind Freiwild für die Höflinge. Fast jede von ihnen hat einen «Protektor» und braucht ihn auch, nicht zuletzt, um die Kosten für die Garderobe zu decken. Je höher seine Stellung, desto größer ihr eigenes Ansehen. Als der Lakai eines Erzherzogs Sofie einen Blumenkorb überbringt, mit der Bitte seines Herrn, sie besuchen zu dürfen, weiß sie, was die Stunde geschlagen hat. Ihre Köchin gratuliert ihr zu ihrer Akquisition, Sofie selbst, nach Erziehung und Naturell unabhängige Schweizerin, ist schockiert und will Wien verlassen.

Familie und Freunde beschwören sie, ihr Glück nicht von sich zu stoßen. Ein Hofkapellmeister warnt: Ein solcher Schritt bedeute das unweigerliche Ende ihrer Karriere. Aber Sofie lässt sich nicht umstimmen und reist, Emilie im Schlepptau, über Triest und Venedig nach Nizza, wo man sie engagiert und erste Rollen singen lässt. Emilie hat nichts zu tun, schaut aufs Meer und isst Schokolade. *Emilie ist gefräßig und faul*, notiert Sofie und beschließt, die Schwester so bald wie möglich in die Schweiz zurückzubringen.

Ein junger Mann heftet sich an Sofies Fersen: Théodore Amie-Gazan de la Perrière, französischer Offizierssohn, angeblich aus altem Adel. Obwohl sie erklärt, ihn nicht zu lieben, lässt er sich nicht abschütteln, und als sie mit Emilie in Mailand die Postkutsche in Richtung Gotthardt besteigt, sitzt er auf dem freien Platz, den er heimlich reservieren ließ. Emilie ist wütend, Sofie von so viel Beharrlichkeit gerührt.

In Zürich überschüttet Amie-Gazan Sofie mit Geschenken und droht, sich im Fall einer Ablehnung umzubringen; dem Gerücht, Millionär zu sein, tritt er nicht entgegen. Sofies Familie redet ihr auf das bestimmteste zu, Fremde gratulieren zu ihrer fabelhaften Partie. Sofie heiratet Amie-Gazan und reist mit ihm nach Peru, wo er ein Fotoatelier zu eröffnen und französische Luxusartikel zu verkaufen gedenkt. Eine Tochter wird geboren und erhält den Namen Leonie.

Emilie vermisst ihre Schwester. Das gemeinsame Zimmer, das sie nun allein bewohnt, wird ihr zu einer Art Schrein, den außer ihr niemand betreten darf. Um Sofie nah zu sein, nimmt sie ihrerseits Gesangsunterricht und entdeckt, dass auch sie eine gute Stimme hat. Bei Auftritten des Singvereins erhält sie kleine Soli, die sie immer besser meistert.

Im Frühjahr 1857 kommt ein Brief Sofies, in dem sie Emilie zu sich einlädt; fünftausend Franc Reisegeld seien unterwegs. Emilie ist hochofrenet, auch die Familie stimmt zu – das Risiko, ein siebzehnjähriges Mädchen allein über den Ozean zu lassen, wird verdrängt oder gar nicht erst bedacht. Als das Reisegeld nicht eintrifft, beschließt man, es vorzustrecken, und bucht eine Passage. Auf dem Weg nach Le Havre besucht Emilie ihren Vater in Ludwigsburg. Er erkennt sie nicht und stirbt ein paar Monate später, einundsechzig Jahre alt. Seine Heimatstadt Ehningen wird ihm ein Bronzedenkmal setzen und eine Schule nach ihm benennen.

An Bord des Dreimasters «Alma» ist Emilie die einzige Frau – wer dies nach ihrer Ankunft erfährt, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und bittet, nicht darüber zu reden: So viel sträflicher Leichtsinns werfe ein schlechtes Licht auf ihre Familie. Emilie selbst ist nicht beunruhigt. Sie hält ihre Kajüte sauber und erledigt jeden Tag ein Pensum Näharbeit. Der Kapitän und die Mitreisenden sind freundlich, mit den Matrosen zu sprechen ist den Passagieren nicht erlaubt.

Am Kap Hoorn wird es kalt. Emilie hat nur Sommersachen dabei, denn in der Schweiz war man der Meinung, dass es, je südlicher man käme, immer wärmer würde. Taue frieren ein, das Deck vereist. Ein Zusammenstoß der «Alma» mit einem Dampfschiff im Schneegestöber wird knapp vermieden. Passagiere schlafen im Salon in der Nähe des Ofens. Dort hat Emilie einen Albtraum: Ihr ist, als erdrücke sie ein schweres Gewicht, und als sie mit einem Schrei erwacht, entfernt sich ein Schatten in die Dunkelheit. Seitdem schläft sie auch beim ärgsten Sturm in ihrer Kabine. Dann bessert sich das Wetter. Vogelzüge grüßen,

die «Alma» gleitet dahin und erreicht nach hundertundein Tagen ununterbrochener Seereise im Oktober 1857 Valparaiso.

Am Kai wartet niemand. Irgendwann erscheint Amie-Gazan, weißhaarig und dünn. Sofie liegt krank in einem Hotelzimmer, eine schwarze Amme hält die kleine Leonie. Amie-Gazan hat den Zoll für die von ihm importierten Waren nicht bezahlen können, musste sein Fotoatelier schließen und hat das Geld, das Sofie mit Operaufführungen für einen belgischen Impresario verdiente, immer wieder verspielt. Die fünftausend Franc Reisegeld wurden nie abgeschickt.

Emilie nimmt die Herausforderung an. Sie veranstaltet einen Großputz, quartiert die Amme aus, pflegt und kleidet die Nichte. Mit Sofie plant sie gemeinsame Konzerte und stellt ein Repertoire zusammen. Die Schwestern üben Duette aus «Norma», «Lucrezia» und der «Regimentstochter», schneiden Kostüme, malen Plakate, engagieren Musiker und einen Kapellmeister, der vom Pianino aus dirigiert. Die tapferen jungen Frauen lösen eine Welle von Sympathie aus, die Eintrittskarten sind schnell verkauft. Sofies Stimme ist so schön wie früher, auch Emilie macht ihre Sache gut. Es regnet Blumen und Kränze. Aber Amie-Gazan, der das Geld verwaltet, verspielt es in hoffnungsloser Leidenschaft. Die Polizei nimmt ihn fest.

Die Schwestern planen eine Konzertreise entlang der Pazifikküste nach Norden. Ein Pianist, der auch Saxofon spielt, schließt sich ihnen an; die kleine Leonie nehmen sie mit. Von La Serena geht es über Tacna, Copiapo und Caldera nach Iquique und Arequipa. Eine ansehnliche Summe von Zwanzigdollar-münzen ist gespart, aber irgendwann taucht Amie-Gazan wieder auf, und gleich am ersten Abend fehlt Sofies Bühnenschmuck. Die Schwestern wollen nach Kalifornien, aber das Schiff, das sie nach Guatemala bringen soll, läuft auf eine Sandbank und muss umkehren. In Panama, dem *berüchtigten Seuchennest*, stecken sie vierzehn Tage lang fest. Ihr Geld ist aufgebraucht.

Bei einem Konzert in der französischen Botschaft von Panama wird Sofie auf der Bühne ohnmächtig. Ein Arzt konstatiert Herzschwäche und verordnet Ruhe. Endlich kommt der Postdampfer.

Da lag der Coloss! Schwarz angestrichen wie ein Riesensarg. Sein düsterer Anblick machte uns traurig und muthlos. Ich durfte meine Schwester nicht ansehen. Entsetzlich schmal war ihr liebliches Gesicht geworden. Sie starrte nach dem unheimlichen Schiff mit einem Ausdruck der Angst, als ob sie ahnte, welches Los ihr dort bevorstand.

Schiffsgeruch und Ausdünstung der Passagiere erzeugen bei Sofie Übelkeit. Emilie bemerkt einen gelblichen Schimmer auf ihrer Haut. Amie-Gazan beschwört sie, es niemandem zu sagen; ein Schiffsarzt, der Sofie untersuchen soll, öffnet die Kajütentür nur einen Spalt breit und hält sich ein Tuch vor den Mund. Eine Wärterin sagt zu Emilie: «Ihre Schwester hat das Gelbe Fieber, und Sie werden es auch bekommen.» Sofie Kammerer stirbt in der Nacht vor Heiligabend 1858, vierundzwanzig Jahre alt. Die Schiffsmotoren halten, ein Schuss ertönt, die Leiche gleitet ins Wasser. Man sperrt Emilie in ihre Kabine und schiebt Essen durch eine Luke. Bei der Ankunft in San Francisco lässt man sie erst heraus, als alle Passagiere von Bord sind.

Der Geist des freien Amerika tut Emilie gut. Sie mietet ein Zimmer in einem der schnell gebauten Holzhäuser für sich, Amie-Gazan und die kleine Leonie, unterteilt es durch Vorhänge in ein Wohnquartier und sucht Arbeit. Ein deutscher Männerchor engagiert sie und zahlt ihr auf einen Schlag einhundertachtzig Dollar, eine Kirche bietet ihr eine Stellung als Altistin an. Amie-Gazan will seine Tochter zu Verwandten nach Frankreich schaffen, Bekannte sollen sie hinbringen. Emilie deckt die Kosten der Überfahrt durch ein Benefizkonzert und bricht die Beziehung zu ihrem Schwager ab. Sie singt in San Franciscos Deutschem Theater und in englischen und italienischen Ensembles, reist für Gastspiele nach Sacramento, Marysville und San José und macht auch als Schauspielerin eine gute Figur. *Und seitdem ich den Beifall – im Gegensatz zu früher, wo ich neben meiner Schwester nicht in Betracht kam – auf mich beziehen durfte, fand ich hohe Befriedigung in meinem Beruf.*

Ein Jahr nach ihrer Ankunft verliebt sich Emilie in einen deutschen Sänger. Die Hochzeit ist beschlossen, aber der Bräutigam

macht einen Rückzieher. Emilie leidet erheblich, und als ein gewisser Herr Schwegerle, ein ältlicher ehemaliger Opernsänger, jetzt Schankwirt und Hilfsdirigent am Deutschen Theater, um ihre Hand bittet, gibt sie ihm das Jawort, gegen den Rat zahlreicher Freunde, die ihr eine bessere Partie zutrauen. Emilie beschreibt ihren Mann als ruhig, ein wenig undurchsichtig und nicht sonderlich sauber; in der von ihm geführten Gastwirtschaft isst sie nur mit Widerwillen. Aber er hilft ihr bei der Einstudierung von Rollen und ist, bei seltener Anwesenheit zu Hause, gut zu haben. An Wochenenden unternehmen sie gemeinsame Ausflüge.

Indessen hat ein anderer Mann ein Auge auf sie geworfen: Dr. Friedrich Wilhelm Wedekind, Präsident des Deutschen Clubs und geachtetes Mitglied in San Franciscos Emigrantengemeinde. Emilie hat ihn wegen rheumatischer Schmerzen konsultiert, seitdem bestimmt sie sein Denken und Wollen. Aber anstatt offen um sie zu werben, entwirft er eine heimliche und komplizierte Annäherungsstrategie.

Er wird Stammgast bei dem Mittagstisch der Pension, in der Emilie mit Schwegerle wohnt, und sitzt ihr bei abendlichem Kartenspiel nach Möglichkeit gegenüber. Unter dem Vorwand, ein Kostümbuch leihen zu wollen, besucht er sie auf ihrem Zimmer und bleibt, wie aus Versehen, fast eine Stunde. Bei einem Neujahressen hat er ein französisches Liederbuch für sie dabei, aber traut sich nicht, es ihr zu überreichen. Ein mit ihrem Namen graviertes Lorgnon trägt er tagelang mit sich herum. Den Fortgang seiner Bemühungen notiert er in einem speziell hierfür angelegten «Journal Intime», auf Französisch, der Sprache der Liebe und der Diskretion. Emilie erscheint dort nur als «E», Schwegerle als «er».

Dr. Wedekind umschleicht Emilie wie ein Jäger das Wild. Sein Eindruck ist nicht immer positiv: Emilie kann auch ungebärdig sein. Bei einem Maskenball fuchtelt sie den Damen mit ihrem Federwisch um den Kopf, so dass diese um ihre Frisuren bangen. Wie würde sie, sollte es je dazu kommen, als seine Ehefrau wirken? Würde sie ihn gebührend achten und respektieren?

Schwierig wird es, als Emilie in Tuckers Hall singen will, einem «Melodeon» oder Tingeltangel, in dem Mädchen verschiedener Nationalitäten auftreten. Emilie findet nichts dabei, aber San Franciscos deutsche Kolonie ist entrüstet. Dr. Wedekind befürchtet, ihretwegen gesellschaftlich kompromittiert zu werden. Als man im Deutschen Club negativ über sie spricht, stellt er sich schlafend, um nicht Stellung beziehen zu müssen. Mehrmals steht er vor dem Eingang von Tuckers Hall, aber wagt nicht einzutreten. Er redet Emilie ins Gewissen, als väterlicher Freund und Ratgeber, aber sie will nicht hören, und Dr. Wedekind konstatiert bei ihr *une certaine froideur de cœur*, eine gewisse Herzenskälte. Um seine Leidenschaft für sie abzutöten, unternimmt er entbehrungsreiche Ritte ins Landesinnere von Kalifornien und ist fast schon dabei, sie zu vergessen, als eine unerwartete Wendung eintritt.

Bei Emilie erscheint ein Gerichtsvollzieher mit einem Pfändungsbeschluss und lässt ihr frisch abbezahltes Klavier kurzerhand hinaustragen. Emilie erfährt, dass ihr Mann vor der Ehe Schulden solchen Ausmaßes angehäuft hat, dass Klavier, Hausrat, das beiderseitige Ersparte und ein mehrfacher Jahresverdienst von Tuckers Hall nötig wären, sie zu begleichen. *Eine namenlose Angst überfiel mich. Scham und Ekel vor mir selber. Ärmer als eine Bettlerin, sollte mir nichts mehr gehören, nicht einmal die Früchte meiner Arbeit! Nein, nein und tausendmal nein!! Dagegen bäumte sich mein ganzes Wesen auf. Es gab nur Eines: die Scheidung.* Um die Gerichtskosten zu bestreiten, verkauft sie Sofies seidene Kleider. Im Varieté will sie als alleinstehende Frau nicht singen, ein Klavier zum Einüben von Opernpartien hat sie nicht mehr. Sie bezieht ein möbliertes Zimmer und näht in Hausarbeit für einen Schneider.

Jetzt endlich gesteht ihr Dr. Wedekind seine Liebe. Die Nachricht ihrer Trennung von Schwegerle sei ihm *wie ein Wunder* vorgekommen, und sein einziger Wunsch sei es, sie als Frau heimzuführen. Dann setzt er ihr, mit *einer gewissen trockenen Geschäftsmäßigkeit*, seine Verhältnisse auseinander. Er bittet sie, sein Angebot zu überdenken, denn eines müsse klar sein: Eine

Tätigkeit im Theater sei für seine Ehefrau ausgeschlossen. Sollte Emilie der Bühne nicht entsagen können, sei er bereit, ihr eine Gesangsausbildung in Deutschland zu finanzieren. *Tiefbewegt und andächtig hatte ich zugehört. Die Nachwirkungen all des durchkämpften Elends und die Vorstellung, die Frau dieses bedeutenden und vornehmen Mannes zu werden, von ihm treu und aufrichtig geliebt, an seiner Seite für immer den Härten des Lebens entzogen zu sein, überwältigte mich so gewaltig, dass ich, keines Wortes mächtig und weinend, ihm meine Hand reichte, die er erfasste und an sich zog, um mich mit seinen Küssen fast zu ersticken.*

Dr. Wedekind notiert: *Alea iacta est. Die Würfel sind gefallen. Wir sind einig. Wir werden uns niemals trennen, wir werden immer beisammen bleiben und ganz Eines für das Andere leben. Mein Glück läßt mich beinahe zittern.*

Emilie Kammerer und Dr. Friedrich Wilhelm Wedekind heiraten am 26. März 1862 in Oakland – die Anfeindungen der deutschen Kolonie San Franciscos wegen seiner Verbindung zu einer Sängerin zweifelhaften Rufs waren so heftig, dass er auf die andere Seite des Sacramento River gezogen ist. Die Braut ist einundzwanzig, der Bräutigam sechsundvierzig Jahre alt. Beide sind entschlossen, Amerika zu verlassen. Dr. Wedekind wählt Hannover als künftigen Wohnort, wo seine Mutter lebt und er sein medizinisches Staatsexamen gemacht hat. Am 29. Januar 1863 kommt in Oakland der Sohn Armin Francis zur Welt.

Bei der Rückreise nach Europa ist Emilie hochschwanger. Wenige Wochen nach der Ankunft wird am 24. Juli 1864 in der Großen Aegidienstraße 13 in Hannover Benjamin Franklin Wedekind geboren, der spätere Dichter. Es ist Sonntag, der Vater entbindet persönlich. Der Wetterbericht meldet: *Früh sternhell, darnach sonnig und warm. Nachmittags Cirrostratus und Cumulus, langsam und mit Dunst umgeben, ohne Regen, Luft still. Abends allgemeine Nebelausbreitung.*

Kein preußischer Untertan

1866–1872

Dr. Wedekind ist unzufrieden. Er hat Rentier Henckell, seinem Vermieter, das Haus Weißekreuzstraße 6 abgekauft, in das er kurz nach Franklins Geburt mit seiner Familie gezogen ist, jetzt will die Stadtverwaltung ihn zwingen, das hannoversche Bürgerrecht zu erwerben – wer in der Stadt Haus oder Grund besitze, sei dazu verpflichtet und müsse den Bürgereid leisten.

Genau das will Dr. Wedekind nicht. Denn mit dem Eid auf Hannover würde er auch Preußen die Treue schwören, das Hannover im «Deutschen Krieg» besiegt und vom Königreich zur preußischen Provinz herabgestuft hat. Als preußischer Untertan müssten seine Söhne ins preußische Militär – die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war eine der ersten Amtshandlungen des neuen Regimes; die Behörden führen Listen, die Minderjährige und sogar Säuglinge erfassen. Außerdem befürchtet Dr. Wedekind, dass ein Bekenntnis zu Preußen sein Bürgerrecht in den Vereinigten Staaten tangieren könne, wo sein Geld angelegt ist und wohin zurückzukehren er sich offenhält.

Dr. Wedekind macht Eingaben, erklärt seine Lage, wirbt um Verständnis – er verzehre in der Stadt lediglich sein *nicht unbedeutendes Einkommen*, was Letzterer doch nur zum Vorteil gereiche. Aber die Stadtväter bleiben hart, und zwei Jahre nach dem Erwerb seines Hauses muss Dr. Wedekind es wieder verkaufen, an jenen Rentier Henckell, der jetzt erneut sein Vermieter ist, für dieselben siebentausend Reichstaler, die er damals bezahlt hat, aber um Notar- und Gerichtskosten ärmer, *ein Barverlust von nahezu tausend Talern*.

Überhaupt hat sich Dr. Wedekind das Leben in Deutschland

anders vorgestellt. Den Arztberuf hat er aufgegeben, die Position, die er in San Franciscos Emigrantengemeinde innehatte, gilt hier wenig oder nichts. Wie soll er den Rest seines Lebens zubringen? Im Hotel Römischer Kaiser hält er eine antipreußische Rede und verteilt die auf eigene Kosten erstellte Druckfassung an die Zuhörer. Die Resonanz ist gering.

1871 besiegt Deutschland den «Erbfeind» Frankreich und macht den Preußenkönig Wilhelm I. zum deutschen Kaiser. Hannover, kürzlich noch Preußens Gegner, ist im Siegestaumel: Ehrenpforten sind errichtet, Triumphbogen aufgebaut, Palmenreihen säumen die Straßen. In «lebenden Bildern» werden kriegsentscheidende Szenen nachgestellt. Abends gibt es «Illuminationen»: Bürger stellen Lichter in die Fenster ihrer Häuser, und wer nicht mitmacht, riskiert spitze Bemerkungen oder öffentliche Rüge. Für Kinder ist in Hannover fast alles verboten: *das Lärmen und Schreien, das Werfen mit Bällen, Schnee, Steinen und Knüppeln, das Schießen mit Armbrüsten, Blasrohren oder dergleichen Instrumenten, das Glitschen, Schlittschuhlaufen und Steigenlassen der Drachen.*

Dr. Wedekinds Söhne Armin und Franklin gehen zur Schule. In Paletots und genagelten Stiefeln stapfen sie zum Unterricht ins Auhagen'sche Institut beim Aegidientorplatz, eine Privatschule, die ihr Vater aus Misstrauen gegen alles Preußische für sie gewählt hat. An den Bahngleisen können sie Züge der Linie Hannover – Braunschweig beobachten, am Gefängnis in der Langenstraße zeigt sich gelegentlich ein Insasse hinter vergitterten Fenstern. In der Nähe der Weißekreuzstraße gibt es ein Aquarium, und bei schönem Wetter geht die Mutter mit ihnen in den Zoo auf der Eilenriede.

Wie verkraftet Emilie Wedekind das Leben in Deutschlands Norden? Wie steht es um ihre Ehe? Vom Tag der Hochzeit an fehlt jeder Nachweis. Kein Brief, kein Tagebuch, kein persönliches Dokument ist erhalten, fast so, als hätten die Partner ein soeben geöffnetes Buch gleich wieder geschlossen und für immer versiegelt. Auch über ihren gesellschaftlichen Umgang in Hannover ist so gut wie nichts bekannt. Für alle sichtbar hingegen

einer Fläche von annähernd siebentausend Quadratmetern. Dr. Wedekind kauft sie für sich, seine Frau und seine fünf Kinder.

Gelesen hat er darüber in einer Anzeige in der «Neuen Zürcher Zeitung», und gleich am nächsten Tag ist er hingefahren: nach Lenzburg, westlich von Zürich im Kanton Aargau. Eine Bahnstation gibt es nicht, ab Wildeggen verkehrt ein Postomnibus, die letzte Strecke läuft man. Das Schloss ist kilometerweit zu sehen. Dr. Wedekind erklimmt den Schlossberg und steht auf dem Burghof, überwältigt von der Wucht der Anlage und der majestätischen Rundschau. Von den vielen Gebäuden ist nur eines wirklich bewohnbar – aber was ist dagegen das gemietete Haus in der Weißekreuzstraße in Hannover? Einen Besitz wie diesen hätte sich Dr. Wedekind selbst in Amerika nicht leisten können. Hier kann er für neunzigtausend Franken sich und seiner Familie etwas bieten, was jenseits aller Erwartung liegt. Oder will er, wie manche behaupten, mit dem Umzug in eine Burg seine Frau gesellschaftlich aus dem Verkehr ziehen und einer eventuellen Untreue ihrerseits vorbeugen? Dr. Wedekind ist ein eifersüchtiger Ehemann – in Hannover soll er seine Frau beim Blumengießen am Fenster beaufsichtigt haben, um sicherzustellen, dass sie mit keinem Mann auf der Straße anbandelt. Aber vielleicht will er nur eine große Tat vollbringen, wie es die amerikanische Verfassung vorsieht und es freiheitliche Kräfte allerorts fordern.

Dr. Wedekind unterschreibt den Kaufvertrag und handelt Konditionen aus – den Kaufpreis halb in bar, halb in jährlichen Raten auf fünf Jahre. Er eilt nach Hannover, macht Geld flüssig, packt seine Habseligkeiten in zwei Güterwaggons und ist zwei Wochen nach Vertragsunterzeichnung wieder in Lenzburg – er will *vor Eintritt des Winters eingewohnt* sein.

Seine Frau erfährt von all dem erst, als der Handel perfekt ist. Als sie zum ersten Mal auf dem Schlosshof steht, bricht sie in Tränen aus. Das Schloss hat keine Wasserleitung! Wie konnte ihr Mann ein so entscheidendes Detail übersehen? Wie stellt er sich eine Haushaltsführung mit fünf Kindern und Wasser aus einem dreißig Meter tiefen Brunnen vor? Dr. Wedekind steht als Träumer da, seine Großtat verliert an Glanz. Aber es gibt kein Zurück.

Ein Schloss in der Schweiz

1872–1880

Lenzburg, dreihundertsiebenundneunzig Meter über dem Meeresspiegel an der Hallwiler Aa gelegen, hat zweitausendvierhundert überwiegend protestantische und vielfach versippte und verschwägerte Einwohner. Die Hünerwadels und Laués betreiben Baumwollspinnereien, die Bertschingers eine Lebensmittelgroßhandlung und ein Baugeschäft, die Haemmerlis eine Papeterie mit Buch- und Postkartenverlag. Hirts Schuhwaren-Versandhaus ist eines der ältesten der Schweiz, und Konsul Zweifel, der nebenher spanische Bürger betreut, zieht Malagawein aus Eichenholzfässern auf Flaschen. Lenzburgs größtes Gebäude ist die Kantonale Strafanstalt, die wichtigste Straße die Rathausgasse. Zum Jugendfest, das wochenlang vorbereitet wird, ist sie blumen- und girlandengeschmückt. Lenzburgs Kadetten marschieren, weiß gekleidete Mädchen schwenken Fahnen, abends gibt es Tanz. Jeder kennt jeden. In der «Aavorstadt» stehen die Häuser direkt am Wasser, Kähne liegen an verträumten Gärten, in der «Witwenvorstadt» wohnen Erbinnen der Fabrikanten und Handelsleute in Villen mit eisernen Balkonen unter hundertjährigen Eiben.

Aber der ruhige Schein trügt: Lenzburg durchlebt turbulente Zeiten. Seit Napoleon I. den Kanton Aargau gründen ließ, ist der Konfrontationskurs zur Kantonshauptstadt Aarau ein Dauerzustand. Wirtschaftlich geht es bergab. Die Baumwollverarbeitung ist mechanisiert, die Heimarbeit so gut wie verschwunden, die Zahl der Betriebe zurückgegangen. Bei der Trassenführung der «Schweizer Nordostbahn» blieb Lenzburg unberücksichtigt. Jetzt hat die Stadt Aktien im Wert von einer halben Million Franken für eine geplante «Nationalbahn» gezeichnet, aber Experten

bezweifeln, dass sie ein Erfolg werden kann. Bürger, die sich privat engagiert haben, fürchten um ihre Einlage.

Sich selbst überlassen, von den Großen missachtet – so sehen sich die Lenzburger. Umso eifriger pflegen sie ihre Kultur. Der Cäcilienverein führt Oratorien Haydns und Mendelssohns auf, die Theatergruppe Schillers Dramen, im harten Aargauer Schweizerdeutsch, aber sorgfältig geprobt und für viele im Publikum von bleibendem Eindruck. Was besonders berührt, kommt ins Poesiealbum. Tagebuchschreiben ist in Mode, das Notieren von Träumen auch. Und da fast alle miteinander verwandt sind, gibt es reichlich Gelegenheit, Familienfeiern und Jubiläen mit Selbstgedichtetem zu verschönern. Besonders Motivierte bringen Dramen aus der eigenen Feder im Saal des Gemeindehauses zur Aufführung – das Dichten, sagen die Lenzburger, sei unter ihnen so verbreitet, wie anderswo das Lösen von Kreuzworträtseln. Im Winter gibt es Bälle und Kostümfeste in Fülle – wer geht mit wem, wer tauscht Blicke, wer bleibt länger oder glänzt durch Abwesenheit? Das kleinstädtische Miteinander ist streng geregelt und im Rahmen des Schicklichen freizügig. Wer ungeschriebene Gesetze verletzt oder Grenzen überschreitet, riskiert die Isolation.

Hundert Meter über der Stadt thront das Schloss. 1173 war Friedrich Barbarossa hier auf dem Weg nach Italien. Dann gehörte es Stauern, Habsburgern und Berner Landvögten, die es befestigten, immer wieder umbauten und von ihm aus das Land regierten. 1803 ging es in den Besitz des neu gegründeten Kantons Aargau über, der nicht recht wusste, was damit anzufangen sei, und Pläne einer Verwendung als Militärschule oder Lehrerseminar aus Kostengründen verwarf. Dreißig Jahre lang diente es dem Braunschweiger Pädagogen Christian Lippe als Erziehungsinstitut für Knaben; nach der Schlacht von Solferino war es für kurze Zeit Militärspital für österreichische Soldaten. Jetzt gehört es Dr. Wedekind.

Das Verhältnis der Lenzburger zu den Schlossherren ist traditionell gespannt. Früher gefürchtet, jetzt geduldet, trennt sie ein unsichtbares Band von den Städtern. «Oben» und «Unten» ist klar definiert. Wer «oben» ist, lebt auf dem Präsentierteller

und gilt bei aller Bemühung nie als Gleicher unter Gleichen. Dr. Wedekind bietet den Seinen Außerordentliches, aber zwingt sie auch in einen permanenten Ausnahmezustand.

Ist ihm das bewusst? Ein sechzehnteiliger Brief an seinen Bruder Theodor in Göttingen erwähnt nur Positives: Die prachtvolle Aussicht auf Säntis, Glärnisch und Titlis, auf Eiger, Mönch und Jungfrau und eine Luft, *so rein und leicht, daß man im Vergleich zu der kohlenstaubigen Atmosphäre Hannovers und anderer großer Städte balsamischen Aether einzuathmen* vermeine. Lenzburgs Schulsystem sei gut, der Preis der Omnibusbillets günstig, der Charakter der Bevölkerung *freisinnig, aufgeklärt, höflich, zuvorkommend und, wie der aller Schweizer, erwerbseifrig. Jedermann, auch die Jugend*, habe ihn von Anfang an höflich begrüßt, jetzt grüße er *feste zuerst*, lüpfte den Hut und sage «Grüezi», was aber meistens wie «Grütze» klinge.

Geduldig beschreibt er jedes Gebäude und jedes Detail: das sechsundfünfzig Meter lange Schulhaus, das Ritterhaus aus dem vierzehnten Jahrhundert mit *klaffenden Schießscharten*, das Haupthaus, den Uhrenturm mit Wendeltreppe, den Pferdestall, die Futterkammer, den Hühnerhof, das Taubenhaus, die Spargel- und Erdbeerbeete, Brombeersträucher, Zwerg- und Spalierobstbäume, das Gewächshaus, das am Grundstücksende auf einem überhängenden Felsen balancierende Gartenhaus mit «Caffezimmer», den Brunnen und sein handbetriebenes Pumpwerk und den Schornsteinfeger, der sich auf einem Brett in den Schacht hinabläßt, um anfallende Reparaturen zu erledigen. Vor dem äußeren Tor, so liest man, steht ein Kran mit einem fünfzehn Fuß hohen Tretrad, der Lasten die letzten Meter heraufziehen kann, auf denen Tragtiere keinen Halt finden. Ein *Rebmann* bearbeitet Dr. Wedekinds Weinberg, die *Gärtnersfamilie* im Torwarthäuschen erhält einen Franken Tageslohn und darf ein Stück Land bebauen, aber muss dafür die *nöthigen Gemüse liefern, Hof, Garten, Geräte, Blumen und Obstbäume besorgen, Holz hacken, Wasser tragen und für jeden und zu jeder Zeit das Thor öffnen*. Vor allem freut es Dr. Wedekind, günstig eingekauft zu haben: Veräußerte er seinen Besitz nur zum *Abbruch für Baumaterial*, wür-

Die Wedekind-Buben besuchen zuerst die Gemeindeganzen- schule am Kronenplatz, später die Bezirksschule im Neuen Schulhaus. Armin lernt solide und strebsam. Von William weiß man, dass er von der Schule flog, als es mit einem Flobert in das Fenster einer Toilette schoss, auf der gerade ein Lehrer saß. Franklins Schulzeit jedoch, für das Verständnis seines Lebens und seiner Persönlichkeit von kaum überschätzbarer Bedeutung, ist im Licht späterer Berühmtheit mit Legenden geradezu überfrachtet, die ihn wechselweise als Tunichtgut, Rebell, Rattenfänger oder Mädchenverführer schildern.

In Wirklichkeit ist er wohl eher ein nachdenklicher Junge, der für sein Leben gern philosophiert und diskutiert. Erwachsene staunen über die Vielfalt seiner Interessen und die Reife seines Urteils. Er schätzt das Alleinsein, scheint es zu brauchen. Ge- reizt, wird er jähzornig wie Großvater Kammerer oder seine Mutter. Von denen hat er auch die Musikalität: Er erfindet mit Leichtigkeit Melodien und kann Lieder, später sogar Opernarien, fehlerfrei nachsingen. Körperlich ist er ungenlenk, im Turnen bestenfalls mittelmäßig. Er hat breite, gerötete Hände mit kurzen, stumpfen Fingern, die ungeschickt aussehen, es aber nicht sind. Er bastelt gern und zeichnet leidlich. Seine hervorstechendste Be- gabung ist das Spiel mit Worten, das Reimen, Verseschmieden. Er betreibt es seit früher Kindheit. Was er produziert, sammelt er in einer ausgedienten Spielzeugkiste, dem sogenannten «Steinbau- kasten», der heute in einem Lenzburger Archiv zu bewundern ist. Die Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule hat er, wiewohl der Jüngste seiner Klasse, als einer der Besten bestanden. «Das ist der Denker», sagt sein Vater, wenn er ihn vorstellt.

Er verliebt sich oft und heftig, ist aber nicht der Typ, dem Mädchenherzen zufliegen. Walther Oschwald, ein Mitschüler und späterer Ehemann seiner Schwester Frida Marianne Eri- ka, hält Mädchenfreundschaften Wedekinds schon deswegen für unwahrscheinlich, weil *die Mädchen sich vor ihm und seinem gescheiterten Kopf eigentlich fürchteten. Ob er mal getanzt hat mit einem Mädchen, weiss ich nicht mehr, ich kann mir das nicht recht vorstellen. Seine dichterische Begabung hat wohl das eine oder*

andere Liebesgedicht an eine Lenzburger Schöne hervorgebracht, aber das war mehr ein poetisches oder zynisches Schwärmen aus der Ferne. Die eine oder andere Mädchenfigur erfüllte ihn vielleicht, aber er kannte sie nicht persönlich. Ein Mädchenjäger, wie man aus gewissen Publikationen schließen könnte, ist Franklin ganz bestimmt nicht gewesen. Er war ungewandt, linkisch und ohne Schliff.

Tatsächlich findet sich in Wedekinds Werk kaum eines jener schwärmerischen, selbstsicheren Liebesgedichte im Stil von Goethes «Willkommen und Abschied». Die romantische Phase, fast möchte man sagen die Jugend, scheint an Wedekind vorbeigegangen zu sein. Ihn beschäftigten Gedanken an Tod und Vergänglichkeit:

Schnell wie am Firmament die Wolken ziehn,
Wie eines Waldbachs Fluthen niederstürzen,
Sehn wir die Tage unaufhaltsam fliehn
Und emsig unsere Lebenszeit verkürzen.

Laut Walther Oschwald ist Wedekind ein Einzelgänger: *Er blieb dem Treiben von uns Lenzburger Buben außerhalb der Schule fern, an unseren Spielen, dem Baden und Fischen, Kühe weiden und ähnlichen Dingen und den großen Schneeballschlachten zwischen Städtlern und Vorstädtlern hat er nicht teilgenommen. Körperliche Tugenden und Leistungen und harmlose Bubenfreuden des Alltags haben ihn wohl nicht angezogen.*

Stattdessen übt er sich in Provokation. Sich einzupassen, in der Menge zu verschwinden widerstrebt ihm. Er will auffallen und eine Rolle spielen und könnte es, dank seiner Begabung und Intelligenz, durch schulische Leistung, tut es aber durch Quatschmachen und Stören. Der Zwölfjährige wird bestraft wegen *fortwährenden Unfleißes bei allen Lehrern, Unfuges während des Unterrichts, Trotzes und Ungehorsams gegen die Lehrer, endlich wegen Lügens.* Ein *schlimmes Beispiel* habe er seiner Klasse gegeben. *Es steckte ein frühreifendes Urteil und ein etwas satirisches, ironisches und nicht an Tradition gebundenes Wesen*

in ihm, meint Walther Oschwald, das ihn mit der Schule und den Lehrern in Konflikt brachte. Diese Lehrer waren gegen ihn direkt feindlich eingestellt und verstanden ihn und sein Wesen nicht.

Die Lenzburger Kadetten trainieren zweimal wöchentlich in blauer Uniform mit roten Streifen und gelten viel im Städtchen; Mädchen schwärmen für sie. Franklin Wedekind, der Schlossjunge, ungelentk und aus Deutschland zugezogen, will sich hervortun, reitet mit seinem Esel auf den Exerzierplatz und fuchtelte mit einem Türkendolch herum, den er aus der väterlichen Sammlung entwendet hat. Manche finden das komisch, andere nicht. Seine Vorgesetzten ärgert es. Bei Übungen bemüht er sich redlich. Die Ernennung zum Leutnant, üblicherweise eine Routinesache, aber im Städtchen nicht unwichtig, wird bei ihm zum Politikum: *Die Herren Instruktooren geben zu, daß Wedekind ein Schlingel sei, jedoch auf dem Exerzierplatz seinen Pflichten gehörig nachkomme und sich zu präsentieren wisse.* Man drückt ein Auge zu und befördert ihn – vierzehn Tage später ist die Herrlichkeit schon wieder zu Ende.

Der Anlass ist harmlos – kleine Liebeleien und Briefetauschen mit Mädchen wurden beobachtet – und Franklin Wedekind bei Weitem nicht der einzige Übeltäter. Aber er wird ausgesondert, verliert den Leutnantsrang und muss seinen Säbel zurückgeben – eine große und stadtweit bekannte Schande. Als er im Unterricht wieder aufsässig ist, zerschlägt ein Lehrer einen Haselnussstock auf seinem Rücken. Wedekind gibt keinen Laut von sich, aber am nächsten Tag macht ein höhnisches Gedicht die Runde, das er, wie Walther Oschwald meint, *absichtlich in der Schule liegen ließ oder scheinbar vergaß, nur damit der verhöhlte Lehrer davon Kenntnis erhielt. Mir wurde fast angst um ihn, und ich habe das alles wie etwas Teuflisches angesehen und Franklin zu überreden versucht, er solle doch von diesen unnötigen Gedichten und Teufeleien, der Herausforderung von Strafe und Abndung absehen: ohne Erfolg.*

Wedekind gibt sich trotzig, straft das Kadettenwesen mit Verachtung und schwänzt ostentativ den Turnunterricht. Aber weil er empfindsam und verletzlich ist, trifft ihn die Strafe hart. Auf

dem Schloss leckt er seine Wunden. «Meinem Säbel» heißt das Gedicht, in dem er das Erlebnis verarbeitet: Eines Nachts wird er zu ihm zurückkehren, und dann wird er es allen zeigen.

Ostern 1879 wechselt Franklin Wedekind auf die Kantonsschule nach Aarau, die sein Bruder Armin bereits seit zwei Jahren besucht. Aarau ist dreimal größer als Lenzburg und war 1798 für sechs kurze, aufregende Monate Hauptstadt der Schweiz. Jetzt ist es Sitz des kantonalen Behördenwesens. Die Straßen sind kopfsteingepflastert, Brunnen plätschern, Häuser haben bemalte Giebel. Man schaut auf die Hänge des Jura. Industriebetriebe für Feinmechanik, Optik und Glockengießerei haben sich angesiedelt. Die Kantonsschule, ehemals städtisches Waisenhaus, liegt auf einem Hügel am Stadtrand. Von Lenzburg, das neuerdings einen eigenen Bahnhof hat, fährt man nach Aarau eine halbe Stunde. Aber Armin und Franklin wohnen bei Professor Rauchenstein, einem pensionierten Philologen und Bekannten ihres Vaters, der auch ihre Hausaufgaben überwachen soll.

In Aarau wird Franklin Wedekind schnell Zentrum eines Kreises Gleichgesinnter. Die Kantonsschule ist ein modernes, liberal geführtes Institut. Schulfeiern sind von den Schülern selbst zu gestalten, Fähigkeiten im Formulieren und Verseschmieden gefragt. Hier ist Franklin Wedekind seinem Umfeld turmhoch überlegen. Die Kommilitonen bestaunen die Gewandtheit, mit der er Verse aus dem Ärmel schüttelt, die Treffsicherheit seiner Pointen, die Schlagkraft seines Witzes. Wedekind mag hier zum ersten Mal gespürt haben, dass er Menschen in seinen Bann ziehen kann, und er tut es unverkrampft: Sein Interesse an Philosophie, Geschichte und Religion ist echt, nichts macht ihm mehr Spaß, als ein Problem zu durchdenken und auf den Punkt zu bringen. Darüber hinaus hat er natürliches pädagogisches Geschick – kein Wunder, dass Mitschüler ihn bewundern und seine Nähe suchen. Solche wohlgermerkt, die mit seiner Art etwas anfangen können. Andere betrachten ihn als sonderbar oder überspannt. Walther Oschwald erinnert sich: *Aus dem, was diese «Philosophen» berieten, sickerte dann das eine oder andere durch. Ein wichtiger Grundsatz laute-*

te: «Alles Seiende ist seiend.» Damit konnte ein biederer Jüngling, wie ich einer war, wirklich nichts anfangen. Seiner Meinung nach ist Wedekind auch in Aarau Eigenbrödler, mehr gefürchtet als geachtet und geliebt.

Die Lehrerschaft polarisiert er noch immer. Manche hassen ihn, andere erkennen seine Begabung und Ernsthaftigkeit und fördern ihn nach Kräften. Seine Leistungen sind unterschiedlich im Extrem. Was ihn interessiert, formuliert er in Gedanken von verblüffender Schärfe, auf anderen Gebieten ist er so ahnungslos, dass Lehrer sich fragen, ob er weiß, um welches Fach es sich handelt. Nachts lärmt er in den Straßen. Ein Polizist nimmt ihn fest und sperrt ihn in eine Arrestzelle. Er nutzt die Zeit für ein Gedicht:

Da sitze ich nun im Kerker hier,
Im grausigen Dunkel der Hölle.
Mein einziger Trost ist dieses Papier,
Dieser Stift mein einz'ger Geselle.

Doch da kommt die göttliche Phantasie
Auf ihrem rosigen Flügel.
Sie folgt mir treu und verlässt mich nie
Trotz aller Schlösser und Riegel.

Die Mauern verschwinden in ihrem Licht,
Frei kann der Geist sich bewegen
Und schleudert ein unverblühtes Gedicht
Den frechen Philistern entgegen.

Es folgen elf weitere angriffslustige und ironische Strophen, deren Pointiertheit und Eleganz sich auch ein Heinrich Heine nicht hätte schämen müssen – und Wedekind beendet sie, bevor der Wärter um drei Uhr früh die Zellentür wieder aufsperrt.

Als Weihnachtsgeschenk für sein dreijähriges Schwesterchen Mati, geboren auf Schloss Lenzburg im April 1876 und naturge-

mäß der Liebling aller, schreibt Wedekind 1879 ein «Kinderepos», betitelt «Der Hänseken», nach der Vorlage von Theodor Storms Märchen vom «Kleinen Häwelmann», der, anstatt zu schlafen, auf einem Mondstrahl in den Himmel reitet. Armin illustriert das Werk mit viel Fleiß, Phantasie und Blattgold.

Bewundert man des fünfzehnjährigen Franklins Fertigkeit, die vielen Strophen mit Schwung, Witz und Poesie zu füllen, so lässt der Schluss aufhorchen: Wie beim «Häwelmann» beendet die Sonne Hänsekens Reise. Aber anders als der, fällt er nicht ins Meer, sondern geradewegs auf Schloss Lenzburg, wo Willi bei einer Strafarbeit das Tintenfass umwirft, das sich in den Schlossweiher ergießt. Dort landet Hänseken. Voller Freude über seine Errettung läuft er zu seiner Mutter, ohne zu ahnen, dass das Tintenbad ihn schwarz gemacht hat. Seine Mutter erkennt ihn nicht. Er beteuert immer wieder, ihr Sohn zu sein, aber sie schickt ihn fort:

Du kleiner, schwarzer Wanderer,
Du bist mir völlig unbekannt
Und ganz gewiss ein anderer.
Gehst du nicht gleich von meiner Schwelle,
Dann ist die Polizei zur Stelle!

Mit dem Besen scheidet sie ihn hinaus. Auch im Städtchen will ihn niemand haben. Hänseken besteigt einen Kahn und fährt nach Afrika, wo alle schwarz sind und eine neue Mutter wartet.

Fazit: *Wenn die Weißen dich mißhandeln, dann mußt du zu den Mohren wandeln.* Eigentlich heißt Hänseken natürlich «Hänschen», wird aber nach Dr. Wedekinds Tonfall niederdeutsch ausgesprochen. Der hat bekanntlich bereits in San Francisco die gewisse *Herzenskälte* seiner Frau beklagt.

Über die Familienatmosphäre auf Schloss Lenzburg gibt es ein direktes Zeugnis. Es stammt von Sophie Haemmerli-Marti, einer bekannten Aargauer Heimat- und Mundartdichterin, ursprünglich Bauerntochter aus Othmarsingen und als Schülerin oft Gast auf dem Schloss. *Kalifornische Luft* habe dort geweht, meint sie,

in der Hand, und habe sich gefragt, welche *Entsetzlichkeit* ihn drinnen erwarten würde, *ingeschlagene Türen oder zerkratzte Gesichter*. Dem *verrückten Aberglauben* folgend, nach dem Unheil abzuwenden ist, indem man ganz fest daran denkt, habe er sich *alle Scheußlichkeiten* vorgestellt. Seither könne er über Unglück nur noch *lachen*, das sei *herzlos* und *unmenschlich*, aber nicht seine Schuld.

Kann man eine literarische Passage wie diese für bare Münze nehmen? Wedekinds Werk ist voll von autobiografischen Bezügen. In Entwürfen verwendet er oft reale Namen und verfremdet sie erst später. Das Schloss als Metapher oder Schauplatz taucht in fast jedem Stück auf. Die Tatsache, dass ihn der Zwist im Elternhaus zum Zeitpunkt der Entstehung von «Franziska», also mit fast fünfzig Jahren, noch immer umtreibt, lässt auf die Intensität des früh Erlebten schließen.

Ein anderer, auf seinen Wahrheitsgehalt schwer überprüfbarer Rückblick des erwachsenen Wedekind, betitelt «Seine Abenteurer», klingt drastisch, aber ist in seiner Schlussfolgerung typisch und erhellend: *Meine Kindheit war eine ununterbrochene Kette von Beschämungen, Beschimpfungen und entwürdigenden Erlebnissen, die kein Kind durchmacht, ohne daß seine Thatkraft auf Lebenszeit gebrochen wird. Wurde ich nicht geprügelt, dann hatte ich von Natur aus körperliche Schmerzen, und kaum ließen die Schmerzen nach, wurde ich wieder geprügelt. Die Ohrfeigen, Faustschläge und Fußtritte von Vater und Mutter und einem Dutzend Lehrer stritten sich um meinen wehrlosen Körper und beuteten meine stimmlichen Leistungen im Schreien, im Winseln, im Stöhnen um die Wette aus. Was die Natur veranlaßte, ein wehrloses Kind zu quälen, weiß ich nicht. Aber soviel war mir als Kind schon klar, daß mich meine Eltern und Lehrer zu ihrer Unterhaltung und zur Bekämpfung der Langeweile prügelten. Ich erzähle Ihnen das alles nicht, um Ihnen meine Lebensanschauungen daraus zu erklären. Hätte ich den geringsten Verdacht, daß meine Lebensanschauungen meiner unglücklichen Kindheit entspringen, dann würde ich meine Lebensanschauungen verdammen. Aber wenn sich Thatkraft, Arbeitslust und Daseins-*

freude aus einem Kinde auf Lebenszeit hinausprügeln lassen, die Vernunft läßt sich nicht hinausprügeln. Und da meine Seele keine anderen, schöneren Eigenschaften besitzt, hat sich die klare Vernunft in mir zu lebensgefährlicher Macht entwickelt.

Emilie soll einmal mit dem Messer auf ihren Mann losgegangen sein. Das berichtet Kadidja, Wedekinds zweite Tochter, die es wohl von jemandem erfahren hat, der Einblick in die Verhältnisse hatte. Emilies feuriges Temperament ist bekannt. Zweifellos ist sie in der Ehe die Stärkere. Ihrem Mann hat sie nicht nur ihre Jugend, sondern auch ihre Vertrautheit mit der Schweiz voraus. Sie bewegt sich frei in Lenzburgs Gesellschaft, singt im Cäcilienverein, spricht die Mundart wie eine Einheimische. Dr. Wedekind bringt laut Sophie Haemmerli-Marti *keinen schweizerdeutschen Satz über die Lippen*. Er fährt nach Zürich, durchstöbert Buchläden, kauft Antiquitäten, zieht sich in sein riesiges Arbeitszimmer zurück, katalogisiert seine Münzen, Gemmen, Waffen, Rüstungen und Orientalia, vertieft sich in Schriften, die nur ihn interessieren, vereinsamt nach und nach. Seine Kraft reicht gerade für das Nötigste. Das Schlossleben ist mühsam, der Ertrag des Weinbergs mager. Immer ist etwas kaputt. Emilie meistert Herausforderungen mit Mut und Tüchtigkeit, wie sie es von Jugend an gewohnt ist.

Franklin sieht seine Mutter immer stärker und seinen Vater immer schwächer werden. Und weil er selbst ein Mann ist, bemitleidet er ihn und schämt sich für ihn, besonders für seine ohnmächtige, von Schwäche zeugende Wut. Jahrzehnte später notiert er: *Ich schäme mich, obschon ich schon 44 Jahre alt bin, bis jetzt immer noch, jemandem mitzutheilen, mit welchen Ausdrücken mein Vater meine Mutter beschimpfte*. Früh stellt sich die Frage nach dem Sinn einer Institution, die Menschen zusammenkettet, die sich offensichtlich nicht lieben. *Die Ehe ist außer unserer Geburt und unserem Tod das Unerbittlichste, dem wir Menschenkinder verfallen sind*, ist nur eine der vielen Äußerungen Wedekinds zu diesem Thema.

Dazu kommt ständiger Aufruhr um Donald, den Fünftgeborenen, Franklins sieben Jahre jüngeren Bruder. Der sieht aus wie

ein Engel, aber verhält sich oft wie ein Teufel, anspruchsvoll, aufsässig, stur und frech. Dabei ist er intelligent und kann äußerst charmant sein. Wer ihn zum ersten Mal sieht, ist von ihm bezaubert. Im Gegensatz zu seinen älteren Geschwistern, die allesamt die untersetzte Figur der Mutter geerbt haben, mit kurzen Beinen, kräftigem Oberkörper, breiten Schultern und starkem Nacken, ist Donald feingliedrig, mit langen Armen und Beinen und einer schmalen Brust. Seine Augen sind smaragdgrün. Mädchen schmachtet er mit einer Ungeniertheit an, die Unmut erregen könnte, wären da nicht sein engelhaftes Aussehen und sein vermeintlich sanftes Wesen. Nachbarn und Bekannte reißen sich um ihn. Manchmal ist er tagelang Gast bei Familie Hünerwadel auf Schloss Wildeggen, das man von der Zinne der Lenzburg aus sehen kann. Kommt er zurück, ist er noch unleidlicher als zuvor. Seine Mutter kann ihn nicht bändigen, sein Vater schweigt. Franklin, sein großer Bruder, ist sein Freund und Beschützer, und auch Franklin hat Donald immer als denjenigen bezeichnet, der ihm von allen Geschwistern der Liebste ist.

Im Sommer 1880 durchstreift Franklin das nächtliche Aarau mit seinem Freund Oskar Schibler, einem Aarauer Bürgersohn, den Fragen nach dem Sinn des Lebens in ähnlicher Intensität beschäftigten wie ihn selbst. Bei der Kettenbrücke über die Aare sehen sie Lichter und einen Sanitätswagen. Zwei Schüler haben sich erschossen, man trägt ihre Leichen fort. Was treibt zwei so junge Menschen in den Tod? Schuldruck? Depression? Spannung im Elternhaus? Franklin soll sich damals wie ein Wahnsinniger gebärdet haben, sein Taschentuch in das Blut der Selbstmörder getaucht und gewünscht haben, selbst auf der Stelle zu sterben. Kommentatoren sehen darin Ausdruck jugendlicher Theatralik und Angeberei. Sophie Haemmerli-Marti umkränzt den Vorfall mit humoristischen Details einer Blutsbruderschaft zwischen Franklin und Oskar Schibler, besiegelt mit aus dem Schibler'schen Weinkeller gestohlenem Burgunder. Aber vielleicht erfasst Wedekind echte Erschütterung, die Ahnung eines Lebensthemas, das den leidenden Menschen zum Mittelpunkt hat und Ehe und Familie infrage stellt. Ein paar Monate später entsteht ein Gedicht,

das auf die Episode Bezug nimmt. Aber die Agierenden sind vertauscht: Nicht zwei Freunde wählen gemeinsam den Tod, sondern zwei Feinde bringen sich gegenseitig um – Mann und Frau am Beginn ihrer Ehe:

Ich schaut' in die schwarzen Fluthen hinab.
Am Himmel erglänzten die Sterne.
Mir grinset entgegen eine schauriges Grab,
Und dennoch sah ich es gerne.

Da flüstert mir des Windes Wehn
Von einem liebenden Paare.
Entschlossen, vereint durch das Leben zu gehn,
Trat froh es zum Traualtare.

Als Sang und Tanz nun vorüber war,
Und die Hochzeitsgäste verschwunden,
Erfreute sich das glückselige Paar
Idyllischer Schäferstunden.

Es war ein kurzer, reizender Traum.
Sie hatten den Himmel gesehen,
Vom Lebenskelche genossen den Schaum,
Die Hefe ließen sie stehen:

Denn als am Morgen zu neuer Lust
Erschienen ihre Genossen,
Da trug die Braut einen Dolch in der Brust,
Der Bräutigam lag erschossen.

Zeit der Freundschaft und der Liebe

1881–1884

Ostern 1881, beim Übergang von der zweiten in die dritte Gymnasialklasse, bleibt Franklin Wedekind sitzen, keinesfalls aus Mangel an Begabung, wie Walther Oschwald meint, im Gegenteil: *Er hätte alle Mitschüler übertroffen, wenn er nur etwas fleißiger und ordentlicher gewesen wäre.* Professor Rauchenstein, sein Pensionsvater, sieht seine *mehr als gewöhnliche Begabung und Neigung zu poetischer Produktion*, mit der er über den *mühsamen, aber unerlässlichen Schulweg hinwegfliegen zu können hoffte*, als Grund für das Scheitern. In *sittlicher Hinsicht* sei nichts an ihm auszusetzen: Sein *offenes und freundliches Wesen* habe ihm die *Zufriedenheit und Liebe aller* eingetragen. Er empfiehlt ein halbes Jahr Privatunterricht und danach einen Neuanfang, vielleicht in einem anderen Institut. Wedekind schleicht sich aus Aarau fort und benachrichtigt nicht einmal die engsten Freunde.

Auf dem Schloss hat er Zeit zum Grübeln, über sich selbst, sein schulisches Versagen und die Zurücksetzung, die damit einhergeht. Natürlich denkt er auch an Mädchen, aber keines ist da, dem er sich nähern könnte. Das Schloss umgibt ihn wie ein Panzer, buntes Leben findet anderswo statt. Er erfindet ein Mädchen, nennt es Galathea und sich selbst Felix, ist mit ihr ein imaginäres Liebespaar. *Er brauchte immer einen Stoff*, erinnert sich Walther Oschwald, *und wenn er keinen erlebte, machte er sich einen.*

Felix und Galathea leben in einer Welt wohlwollender Götter und Göttinnen, Nixen und Waldgeister und sind nur damit beschäftigt, einander kennenzulernen. Ergebnis dieser Phantasie ist das Singspiel «Felix und Galathea», geschrieben im Frühsommer 1881, Wedekinds erstes Traktat über die Sexualität. Seine These:

Auch Frauen haben Spaß daran. Die Erkenntnis ist nicht neu, aber auch nicht selbstverständlich: Wilhelm Reich ist noch nicht geboren, die «Psychopathia Sexualis» des Freiherrn von Krafft-Ebing noch nicht erschienen, der weibliche Orgasmus so gut wie unerforscht. Sigmund Freud, soeben mit seiner Arbeit «Über das Rückenmark niederer Fischarten» zum Doktor promoviert, weiß noch nicht, ob er Humanmediziner werden oder Zoologe bleiben soll. In Lenzburg ist Information zu weiblicher Sexualität schlechterdings nicht zu haben: Kein Mädchen würde es wagen, darüber zu sprechen; im Schulzug nach Aarau fahren Knaben und Mädchen in getrennten Abteilen, Mitschülerinnen der eigenen Schwestern titulierte man mit «Sie». Über dem Sexualleben der Erwachsenen liegt eisernes Schweigen.

Felix und Galathea lassen sich treiben und folgen der Natur, nicht ohne Skrupel und Schuldgefühle: Der Sündenfall ist Teil des ethisch-moralischen Unterrichts in Elternhaus und Schule, sich von ihm frei zu machen kostet Kraft. Wedekind erkennt die Kluft zwischen der Liebe des Herzens und der des Körpers. Erstere ist gut – Jesus Christus praktiziert sie, Heilige und edle Menschen auch –, Letztere ist sündhaft und verboten. Wedekinds Erfahrung der elterlichen Ehe lässt ihn das Umgekehrte glauben: Was Vater und Mutter Herzensliebe nennen, kann nicht gut sein, es sei denn, die Welt stünde auf dem Kopf. Die sexuelle Liebe erforscht er mit seiner imaginären Geliebten, in leichtem Ton, versteht sich – wie anders kann man ein solch ernstes Thema angehen? *Schlürft das Vergnügen, bald wird es versiegen!*, singen Felix und Galathea und schließen mit einem ironischen Duett:

Und so sagen wir denn bis zum nächsten Jahr
Euch, ihr lieben Freunde, gute Nacht,
Hoffend, daß es kein zu großer Blödsinn war;
Uns auf jeden Fall hat's Spaß gemacht.
Deshalb woll'n wir auch nur recht viel Leute haben,
Die an Kunstgenüssen sich wie heute laben.
Dann gedeihen alle Künste wunderbar,
Bis der Weltenbau zusammenkracht.

Die Kameraden in Aarau sind Wedekind jetzt ein Jahr voraus. Er will weiter zu ihnen gehören, trotz seiner Schande, und entwickelt nach einer Periode des Schweigens eine rege Korrespondenz, locker plaudernd, als ob nichts geschehen wäre. Sie liest sich wie ein Psychogramm des Siebzehnjährigen und verrät viel über sein Umfeld, seine Wirkung und seine Zeit. Erhalten ist sie dank Wedekinds leidenschaftlichem, vom Vater ererbtem Sammlertrieb, der ihn jedes Papier aufheben, beschriften und datieren lässt.

Carl Schmidt, später Professor für Geologie und Mineralogie, ist besorgt über seinen Nihilismus. Der ist Mode unter Gymnasiasten, aber Franklin Wedekind übertreibt ihn. *Kann der Mensch nicht auch denken, ohne dass er mit gesenktem Haupt, mit gerunzelter Stirn herumgehen muss*, fragt Carl Schmidt. Kennt Franklin das *beseligende Gefühl von einer Hoffnung auf die Zukunft*, das man empfindet, wenn man sein *Ideal* kennt? *Du kennst noch nichts von diesem Denken. Dein Gedanke war immer finster wie die Nacht, kalt und frostig. Du bist zur Erkenntnis gekommen, dass du denken musstest, um Mensch zu sein, um dasjenige Geschöpf zu werden, das der anatomische Bau deines Gehirns erfordert.*

Den Grund für seinen Nihilismus diskutiert Wedekind mit Adolph Vöglin, der die Schule schon hinter sich hat und in Genf Rekrut ist: Als Junge in Hannover habe er den Kommentar eines Passanten über einen Mann belauscht, der ein Geldstück in einen Opferstock warf: *Der will auch ein Geschäft mit unserem Herrgott machen.* Seitdem wisse er, *dass der Mensch nichts thue ohne angemessene Belohnung, dass er KEINE ANDERE LIEBE KENNT ALS EGOISMUS.* Moralisch verwerflich sei das nicht, denn so betrachtet sei der Egoismus eine *Stütze der menschlichen Gesellschaft* und *Quelle aller schönen Thaten*, denn *wer keinen inneren Genuß von seinen Wohlthaten hat, der verübt auch keine.* Schon bei Kindern bemerke man, dass *das Eine barmherzig, das Andere gefühllos* ist, und niemand leite daraus *Vorwurf* oder *Verdienst* ab. Träten sie jedoch ins Leben, so heiße es sogleich: *Der ist gut, jener schlecht; der freigebig, jener geizig.* Dabei seien

nicht die Guten die Benachteiligten, sondern die Schlechten, denn wer sei glücklicher: die *Gehaßten* oder die *Geliebten*? *Ich denke doch, die letzteren genießen ein schöneres Dasein.* Einen *Blindgeborenen* bemitleide man seines *körperlichen Gebrechens* wegen, den *Geizhals* verdamme man wegen seines *geistigen* – das sei Barmherzigkeit und Nächstenliebe? Kurzum: Welchen *Schafspelz* man auch *ausklopfe*, überall kämen *die gleichen, egoistischen Wölfe* heraus. Wedekind wisse, dass er damit den *Auswurf der Menschheit* in Schutz nehme, aber könne nicht anders.

Oskar Schibler fürchtet, dem Druck der Schule nicht standzuhalten, und droht, sich umzubringen. Er verflucht Gott, der dem Menschen Vernunft gab und dann alleinließ. Für Franklin Wedekind, Sohn aufgeklärter Eltern, ist das Bekenntnis zum Atheismus fast eine Selbstverständlichkeit. Aber kann man sicher sein? Ist nicht der Tod der schlagendste Beweis einer höheren Macht, die Angst vor ihm Beweis der eigenen Ohnmacht? Wedekinds Verhältnis zur Religion ist lebenslang ambivalent. Er glaubt nicht und glaubt doch, gemäß seiner Maxime: *Es gibt keinen Gott, aber man braucht das doch nicht an alle Plakatsäulen anschlagen.* Oskar Schibler spricht er Mut zu in einem Dilemma, in dem er selbst steckt: *Ich bitte Dich inständig um Deines Seelenheils willen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und an einen Gott zu glauben, der kein Gott mehr ist, und dadurch, dass Du ihn Dir als feindliche Macht einbildest, Deine Freiheit vollständig zu Grunde zu richten.* Wer die Allmacht Gottes bejahe, aber dessen Güte verneine, sei der *moralisch am tiefsten gesunkene Mensch*, sei ein *Slave*, wer Gott seinen Feind nenne, ein *Gotteslästerer*, wer Gottes Liebe von sich weise, ein *Dummkopf*. Der MENSCH sei das höchste Wesen, und wer sich selbst am höchsten ehre, sei sowohl *fromm* als *frei*. *Und wenn Du dies begriffen hast, so wird Dein verlangend Herz sich selbst genug sein, DU BIST EIN WEISER.*

In Aarau hat sich ein weiterer Schüler das Leben genommen. Wedekind berichtet Adolph Vögtlin: *Letzten Freitag schwänzte Frank Oberlin die Schule. Samstagmorgen um 4 Uhr nimmt er sein Geschichtsbuch und geht in den Schachen, um Geschichte*

zu repetieren. Zwei Stunden später, um 6 Uhr, fand man seinen Leichnam, der in der Telli von der Aare aufs Land geworfen war. Wie er umgekommen, weiß niemand zu sagen. Die Vermutungen über seinen Tod halte ich für zu grundlos und unwürdig, als dass ich sie weiter melden möchte. Verurteilt Wedekind den Selbstmörder oder die Gesellschaft, die ihn zuließ? Hält er sich selbst für gefährdet? *Selbstmord folgt auf Selbstverachtung so gewiß, wie Schmerz auf die Freude, wie Regen auf Sonnenschein.* Wie schwer es ist, stets die nötige Selbstachtung zu spüren, weiß er nur zu gut.

Wedekind sucht Freundschaft, geistigen Austausch, Gleichklang des Gemüts, aber öffnet sich zögernd, als hätte er Angst, verletzt zu werden. Auf Zurückweisung, auch auf scherzhaft gemeinte, reagiert er unangemessen schroff: Als Adolph Vögtlin «Felix und Galathea» als *gar zu idyllisch, schäfermädchenkleidlich, wässerlich, seicht* kritisiert, bricht Wedekind die Beziehung ab: *Der Tadel, den Du mir hast zukommen lassen wegen meiner Galathea, ist sehr begründet, und ich hätte ihn gern aus Freundesmund gehört; aber mit Verachtung ausgesprochen, muß er mich kränken. Mit großem Dank nehme ich also Deine Belehrungen entgegen; muß Dir aber, trotz innerem Widerstreben verbieten, mir wiederum von Freundschaft zu sprechen.* Wedekind wird zahlreiche ähnliche Briefe schreiben, sie werden ihm und seinen Mitmenschen das Leben nicht leichter machen.

Vögtlin entschuldigt sich, Wedekind vergibt, ein liebes- und anlehnungsbedürftiger Mensch, der an der eigenen Schwäche leidet, aber sich zu ihr bekennt – Zeitzeugen berichten immer wieder von der erstaunlichen Offenheit, mit der Wedekind Fehler zugeben konnte: *Beschämt zugleich, wie auch gehoben durch Deine Großmut trete ich nun vor Dich hin, um mir Verzeihung auszuwirken für die beleidigenden Zweifel, die mein stolzes Herz, von wilder Leidenschaft befangen, gegen Deine Freundschaft hegte. Bitte, vergiß die Blöße, die ich mir vor Deinen Augen durch dieses unsägliche Mißtrauen gab.* Dank Vögtlins Kritik erhält «Felix und Galathea» ein elegisches Finale:

